

Interview mit:

Martin Suter

Martin Suter ist momentan der wohl erfolgreichste Schweizer Schriftsteller und Kolumnist. Mit seinem neusten Roman "Lila, Lila" erklimmt der ehemalige Werber und ADC-Präsident die Bestsellerlisten. Doch wie schreibt man einen Bestseller? Gegenüber "persönlich" erläutert er seine Arbeitsweise und Schreibtechnik – und beantwortet die Frage, ob er die Weltwoche nach Roger Köppels Abgang nicht zu früh verlassen habe. Interview: Matthias Ackeret, Oliver Prange. Fotos: Marc Wetli

“Auch als Werber stellte ich vielleicht einen anderen dar, als den, der ich eigentlich bin. Aber eben: Was weiss ich, wer ich bin?”

“Literarisch gibt es gegen Christoph Blocher nichts einzuwenden.”

“Ich stehe nicht unter Druck. Nach vier Bestsellern kann man sich auch mal einen Flop leisten.”

“Viele Leser treffen in der Literatur nicht gerne Figuren an, die sie aus dem richtigen Leben kennen. Das empfinden sie dann als klischiert.”

“In meinem Büchern unterhalten sich auch dumme Leute intelligenter, als sie eigentlich sind.”

“Das meiste, was ich für meine Bücher recherchieren muss, finde ich im Internet. Google eröffnet mir die Welt.”

“Ich habe mit Roger Köppel bereits früh über die Ideologisierung der Weltwoche diskutiert. Doch die Situation wurde immer verhockter.”

Herr Suter, momentan erleben Sie eine Premiere.

“Lila, Lila” ist Ihr erster Roman, der Ihnen auch negative Kritiken einbrachte. Hat Sie das überrascht?

“Es sind sehr wenige negative Kritiken. Ich habe eigentlich mit mehr gerechnet, weil ja in ‘Lila, Lila’ die Literaturkritiker nicht nur gut wegkommen. Aber die allermeisten können offenbar auch einstecken.”

Ein Vorwurf lautete, dass sie den Literaturbetrieb klischiert zeigen.

“Das können nur Leute sagen, die den Literaturbetrieb nicht kennen. Ich schildere ihn so, wie er ist. Ich habe lange gebraucht, um herauszufinden, was mit ‘klischiert’ gemeint ist: Viele Leser treffen in der Literatur nicht gerne Figuren an, die sie aus dem richtigen Leben kennen. Das empfinden sie dann als klischiert. Deswegen erfinden manche Schriftsteller laufend so krampfhaft originelle Protagonisten. Aber zum Glück gibt es auch viele Leser, die sich am Wiedererkennen von erfundenen Figuren, Schauplätzen und Situationen freuen.”

Dann gibt es also für David Kern, den Helden aus “Lila, Lila” ein existierendes Vorbild?

“Nein, er ist im Kopf entstanden. Aber es gibt viele junge, unsichere, ziellose Leute um die Zwanzig, die wie David Kern nicht wissen, was sie mit ihrem Leben anfangen sollen. Ich kenne ein paar solche und mir ist das Gefühl selber auch nicht fremd. Als ich zwanzig war, war ich auch so einer.”

Aber Sie wollten immer Schriftsteller werden...

“Ja, aber ich bin nicht zielgerichtet Schriftsteller geworden, sondern wusste nur, dass ich diesen Beruf einmal ausüben würde. Ich liess mich immer wieder von anderen Tätigkeiten ablenken. Beispielsweise von der Werbung.”

Aber dies war nur der Broterwerb...

“Ich wusste, seit ich siebzehn war, dass ich vom Schreiben leben wollte. Aber vom Schreiben leben bedeutete für mich nicht, es unter grossen Opfern zu tun. Ich hatte Glück. In den Sechzigerjahren entstand der Beruf des Werbetexters. Damit konnte ich erstmals mit Schreiben Geld verdienen. Wir erfanden nicht einfach Slogans, wir schrieben lange Werbetexte. Ich arbeitete damals auch nicht bei einer normalen Agentur, sondern bei GGK, welche sich als eine Art intellektuellen Hort verstand. Später arbeitete ich als Reporter für GEO. Daneben habe ich Theaterstücke, Film- und Fernsehdrehbücher, Chansontexte und Kolumnen verfasst. Das alles gehörte zu meinem Grossprojekt Schriftsteller.”

Waren Sie gerne Reisejournalist?

“Alleine schon. Als GEO-Reporter bin ich am liebsten ohne Fotograf gereist. Das ging gut, denn das Konzept war damals, dass sich Text und Fotos ergänzten. Und ohne einen kamera-behängten Fotografen im Schlepptau kommt man viel besser an die Leute heran.”

Wie gibt man einer literarischen Figur einen Charakter?

“Man muss sich eine solche Figur physisch vorstellen. Dazu genügen oftmals sehr wenige Andeutungen. Zum Beispiel, wie sie sich kleidet oder spricht. Als Mittel, sie einzuführen, benutze ich auch Rückblenden in die Vergangenheit. Ich verlasse mich darauf, dass ich die Figur allmählich gern gewinne. Das ist die Magie der Sprache: Aus etwas so Abstraktem wie Buchstaben entwickelt sich mit der Zeit etwas Lebendiges.”

Entsteht dieser Charakter während des Schreibens, oder handelt es sich bei Ihren Protagonisten um existierende Vorbilder?

“Ich habe keine lebenden Vorbilder für meine Figuren. Meine Helden müssen sich in eine Geschichte einfügen und müssen dort glaubwürdig sein. Da zum Beispiel Konrad Lang, Titelheld aus ‘Small World’, später Alzheimer bekommt, durfte er natürlich nicht jung sein. Mein zweiter Roman, ‘Die dunkle Seite des Mondes’, spielt im Wald. Da ich keinen Försterroman schreiben wollte, brauchte ich als Hauptfigur jemanden, der überhaupt nicht in den Wald passt und kam auf diesen Wirtschaftsanwalt Urs Blank. Die Hauptfigur von ‘Ein perfekter Freund’ recherchiert über ihr eigenes Leben. Wer kann das besser als ein Journalist? Bei meinem jüngsten Roman ‘Lila, Lila’ handelt es sich bei der Hauptfigur um einen jungen Mann, der noch nicht so richtig weiss, was er vom Leben eigentlich will. David Kern durfte kein durchsetzungsfähiger Charakter sein, sonst wäre ihm das, was ihm passiert, nie passiert.”

Es handelt sich bei Ihren Figuren immer um Persönlichkeiten, die vor einem existenziellen Wendepunkt stehen. Inwiefern hat dies mit Ihnen selbst zu tun?

“Das hat mit mir nichts zu tun. Beinahe jede Geschichte – ob in der Welt- oder Trivalliteratur – hat diesen Bruch, in der sich alles ändert. Für einen Schriftsteller gibt es zwei Möglichkeiten; entweder ändert sich die Person und die Umwelt bleibt gleich oder das Umfeld ändert sich, während der Hauptakteur unbeirrt wie Clint Eastwood in der Landschaft steht.”

Wie viel Autobiografisches hat es in Ihren Büchern?

“Eigentlich nichts. Aber ich kann nicht leugnen, dass in meinen Büchern auch gewisse Erfahrungen eine Rolle spielen. Jeden Satz, den meine Romanfiguren sagen, habe ich wahrscheinlich in

irgendeiner Form bereits einmal gehört. Autobiografisch ist vor allem, dass ich derjenige bin, der das Buch schreibt.”

Ihre Stärke ist die Entwicklung von Dialogen, mit welchen Sie die Geschichte vorantreiben. Wie bauen Sie ein solches Gespräch auf; wissen Sie, wohin Sie mit einem Dialog wollen oder entsteht er beim Schreiben?

“Beim Aufbau einer Geschichte mache ich mir eine grobe Struktur. Bei einem Dialog hingegen ergibt ein Wort das andere. Ich versuche, Dialoge wirklichkeitsnah zu gestalten, obwohl meine Figuren keinen Slang sprechen. In meinen Büchern unterhalten sich auch dumme Leute intelligenter, als sie eigentlich sind.”

Warum?

“Dumme Dialoge sind langweilig.”

Wie schreibt man einen guten Dialog? Gabriel García Márquez hat sich, wie er einmal sagte, nicht an Dialoge herangewagt, wenn er doch welche hatte, waren sie mehr erzählerisch als ein sich entwickelndes Gespräch.

“Und dann gibt es einen, der ganze Romane schreibt, die praktisch nur aus Dialogen bestehen: der Amerikaner Elmore Leonard. Das ist eine grosse Kunst. Man muss die Doppelbödigkeit der Figuren im Auge behalten. Die Leute sagen etwas, meinen aber etwas anderes. Vielleicht machen sie eine bestimmte Aussage nur, um etwas zu erreichen. Das ohne die Hilfe von inneren Dialogen zu schaffen, finde ich etwas vom Schwierigsten. Zu viele innere Dialoge langweilen mich.”

Sammeln Sie reale Ereignisse aus Zeitungen, wie Isabel Allende dies tut, um sie als Inspiration für Teile in ihren Geschichten zu nutzen?

“Nein, die wären mir beim Schreiben wohl eher im Weg.”

Ihre Bücher zeichnen sich durch Leichtigkeit aus. Was bedeutet es, ein leicht zu lesendes Buch zu schreiben?

“Ich habe bei meinen vier Romanen die Sprache immer mehr zurückgenommen. Ich versuche, eine Geschichte zu erzählen, bei der nicht alle paar Meter ein schöner Satz herausragt wie ein Hindernis auf einem Fitness-Parcours. Die Sprache eines Romans soll diskret der Geschichte dienen. Es gibt andere Sparten, wo man seine Formulierungsmuskeln spielen lassen kann, die Lyrik, zum Beispiel.”

Mit Sprache kann man allerdings Stimmung erzeugen.

“Natürlich. Stimmungen dienen aber auch der Geschichte. Wie Farben und Gerüche. Zum Beispiel die Maigret-Romane von Georges Simenon: Sie leben auch von Nuancen wie der Beschreibung eines überheizten Ofens. Ich arbeite ebenfalls mit solchen Elementen, aber ich versuche, sie sparsam einzusetzen.”

Wie läuft Ihr Schreibprozess ab?

“Ich kenne die Geschichte und ihr Ende bereits bei Schreibbeginn. Je genauer man das Drehbuch kennt, desto leichter kann man seinen Pfad verlassen, denn man hat immer im Hinterkopf, wohin man wieder zurückkehren muss.”

Wie entsteht ein Plot?

“Man sollte die Handlung eines Buches in wenigen Sätzen, höchstens auf einer Seite beschreiben können. Am Anfang steht die Grundfrage: Was wäre wenn? Was wäre beispielsweise, wenn ein junger Kellner in einer alten Schublade ein Buchmanuskript entdecken und dieses als sein eigenes ausgeben würde? Was wäre, wenn ein alter Mann Alzheimer bekommen und immer mehr in die eigene Kindheit zurückgeworfen würde? Diese Frage ist der Ausgangspunkt jedes Plots. Und die Antwort darauf sollte mich als Leser manchmal bestätigen und manchmal überraschen.”

Sie schreiben Ihre Bücher, die in der Schweiz handeln, in Guatemala. Ist dies kein Nachteil?

“Nein, im Gegenteil. Da ich kein guter Live-Reporter bin, ist es sogar von Vorteil. So könnte ich beispielsweise das Restaurant, in welchem wir dieses Gespräch führen, momentan nicht gut beschreiben. In vielleicht einem Jahr sehe ich aber die Gegenstände, die dieses Lokal ausmachen, vor meinem geistigen Auge. Dank der räumlichen und zeitlichen Distanz entsteht ein Filter, der das Wichtige vom Unwichtigen trennt.”

Dann holen Sie in der Schweiz die Inspiration und verarbeiten sie anschliessend in Südamerika...

“Nein, Inspiration wäre zu hoch gegriffen. Aus der Schweiz stammt einfach ein grosser Teil der Lebenserfahrung, die notwendig ist, um meine Bücher zu schreiben.”

Sie haben sowohl auf Ibiza wie auch in Guatemala einen Wohnsitz. Wie organisieren Sie Ihr Leben?

“Im europäischen Sommer bin ich auf Ibiza, im mittel-amerikanischen in Guatemala. So lebe ich eigentlich immer im Sommer und vermisse manchmal die Jahreszeiten. Wenn ein neues Buch erscheint, bin ich jeweils einige Wochen in Mitteleuropa unterwegs.”

Dadurch verlieren Sie den Bezug zur Schweiz...

“Das ist wirklich kein Problem. Ich bin kein Kaffeehausliterat, der in einem Restaurant sitzen muss, um sein Umfeld zu spüren. Das meiste, was ich für meine Bücher recherchieren muss, finde ich im Internet. Google eröffnet mir die Welt. Es spielt keine Rolle, wo ich schreibe. Ich kann mich gut konzentrieren. Ich sitze in unserem Haus in Guatemala vor meinem Schreibtisch, vor dem Fenster blüht ein tropischer Garten, und ich versetze mich in meinen Roman, der im Schweizer Winter spielt.”

Sie erwähnen in “Lila, Lila” keine Lokalitäten wie Zürich oder die Kronenhalle, obwohl diese Orte anonymisiert erkennbar sind. Sie sind dadurch austauschbar.

“Anonymisiert ja, aber nicht austauschbar. Für mich ist das ein Unterschied. ‘Lila, Lila’ hat sehr viel mit Zürich zu tun. Trotzdem sollen sich auch die Nichtzürcher wieder erkennen. Es gefällt mir, wenn ein Hamburger glaubt, die Geschichte handle in Hamburg. Es macht den Roman weniger lokal.”

In “Small World” kommt die kleine Thurgauer Ortschaft Basadingen vor. Hat dies eine besondere Bewandtnis?

“Nein, ich habe den Ort auf der Karte gefunden. Obwohl Zürich nicht erwähnt ist, kommen in ‘Small World’ einige bestehende Orte vor. Aber ich habe schon Leser aus Basadingen getroffen und auch Leser, die die Ortschaft aus den Zeckenwarnungen kennen. In allen meinen Romanen gibt es real existierende Orte. In ‘Lila, Lila’ beispielsweise Frankfurt, Basel, Mannheim. Sozusagen alles – ausser Zürich.”

Sie verstehen sich nicht als Reporter. Inwiefern recherchieren Sie dann über die Alzheimerkrankheit oder Gifte, die in Ihren Büchern eine wichtige Rolle spielen?

“Da mein Vater an Alzheimer gestorben ist, kannte ich die Krankheit leider aus eigener Erfahrung. Doch zu jenem Zeitpunkt wusste ich noch nicht sehr viel darüber. Mein ganzes Wissen, welches ich später in ‘Small World’ verwendete, eignete ich mir später an. Früher, als GEO-Reporter, habe ich wie ein Irrer recherchiert. Zu Hause angekommen, versank ich in einem Stapel von Tonbandkassetten und Notizen und wusste nicht, wo anfangen. Heute arbeite ich anders: Ich recherchiere gezielt. Also nur noch das, was für die Geschichte wichtig ist. Diese Art der Recherche kann für die Geschichte allerdings Konsequenzen haben...”

Beispielsweise?

“In ‘Small World’ habe ich einen Insulin-Angriff auf Konrad Lang beschrieben. Ursprünglich habe ich dafür ein anderes Medikament vorgesehen, merkte aber bei den Recherchen, dass sich das andere Mittel dafür nicht eignete. Wenn die Wirklichkeit nicht der Fantasie entspricht, hat das manchmal Auswirkungen, die einiges auf den Kopf stellen, das man schon geschrieben hat.”

Gibt es bei Ihren Büchern einen gemeinsamen Nenner, ein Grundthema, das Sie ausdrücken wollen?

“Es geht immer um die Identität. Was bin ich und was könnte ich auch sein? Da mir diese Frage schon einige Male gestellt wurde, habe ich keine improvisierte Antwort parat. In all meinen Büchern, Filmen wie auch Kolumnen geht es immer um das Eine: Schein und Sein.”

Wann haben Sie das festgestellt?

“Es ist interessant: Immer wenn ich ein Buch fertig geschrieben habe, bemerke ich, dass mich dieses Thema nicht loslässt. Es ist nicht so, dass ich mir vor 25 Jahren vorgenommen habe, ausschliesslich über Schein und Sein zu schreiben.”

Sind Sie selbst zwischen diesen Polen zerrissen, dass Sie dieses Thema nicht loslässt?

“Zerrissen ist das falsche Wort. Aber im Interesse des, sagen wir einmal, sozialen Zusammenlebens habe ich in meinem Leben viele Konzessionen gemacht. So war ich zu Leuten freundlich, mit denen ich von Natur aus nicht freundlich gewesen wäre, oder gab mich interessiert, ohne es wirklich zu sein. Unter diesem Gesichtspunkt bin ich kein ehrlicher Mensch, wobei ich die Art von Ehrlichkeit, bei der man jedem die Wahrheit unter die Nase reibt, für nicht besonders erstrebenswert halte. Auch als Werber stellte ich vielleicht einen anderen dar, als den, der ich eigentlich bin. Aber eben: Was weiss ich, wer ich bin?”

David Kern, die Hauptfigur von “Lila, Lila”, kommt unfreiwillig in die Mühlen des Literaturbetriebs und empfindet diesen als Horror. Geht es Ihnen ähnlich?

“Nein, aber ich schreibe meine Bücher auch selber. Doch auch bei David Kern blitzt manchmal etwas Spass am Literaturbetrieb durch. Eine Romanfigur sollte wie ein Mensch im richtigen Leben nicht eindimensional sein, sondern eine Spannung in sich tragen, die durch innere Konflikte entsteht. Aber im Gegensatz zu David Kern machen mir die Lesetouren Spass. Die meiste Zeit lebe ich ja zurückgezogen in Guatemala und Spanien, so habe ich ab und zu ein bisschen Rummel ganz gern. Und ich freue mich auch, meine Leser zu treffen und ihre Reaktionen zu spüren. Schreiben ist sonst ein ziemlich einsamer Job: Man sitzt im luftleeren Raum, ohne zu wissen, wie das Umfeld auf das Geschriebene reagiert.”

Die Einsamkeit des Schriftstellers?

“Ich bin immer mit meiner Frau zusammen, die übrigens auch meine Texte gegenliest. Zu zweit ist man nicht einsam. Trotzdem haben Sie Recht, einen Roman schreiben ist keine Teamarbeit. Man benötigt eine enorme Konzentration. Ich könnte meine Romane niemals in Zürich schreiben. Hier wäre ich zu stark abgelenkt. Um einen Roman zu schreiben, brauche ich einen

festen Tagesrhythmus. In dieser Phase arbeite ich wie ein normaler Angestellter morgens und mittags, dazwischen gibt es Mittagessen.”

Im Gegensatz zu David Kern rissen sich anfänglich die Verlage nicht um Ihre Bücher.

“Ich habe meine Manuskripte einzig dem Diogenes Verlag geschickt. Das erste wurde abgelehnt, aber das zweite, ‘Small World’, wurde angenommen. Mein Freund Peter Rüedi hat allerdings ein bisschen geholfen, den Kontakt herzustellen.”

Alle Ihre Bücher erschienen bisher in den Bestsellerlisten. Sind Sie jetzt unter Druck, einen weiteren Bestseller schreiben zu müssen?

“Ich schreibe keine Bestseller, ich schreibe Bücher. Ob daraus ein Bestseller wird, entscheidet der Leser. Und ich stehe nicht unter Druck. Nach vier Bestsellern kann man sich auch mal einen Flop leisten.”

Was ist Ihr nächstes Thema?

“Ich schreibe an einer Komödie für das Theater am Neumarkt.”

Sie haben vor wenigen Wochen mit Ihrer wöchentlichen Kolumne Business-Class von der Weltwoche zum Magazin gewechselt. Gleichzeitig wurde bekannt, dass der bisherige Chefredaktor Roger Köppel neuer Chefredaktor der Welt wird. Sind Sie zu früh gegangen?

“Kann ich nicht sagen, ich weiss ja nicht, wie die Weltwoche ohne Roger Köppel wird. Persönlich habe ich nichts gegen Köppel, im Gegenteil, ich bewundere ihn und respektiere seine Arbeit. Er ist kein Ideologe. Ich hatte nur den Eindruck, dass ihm die Weltwoche in den letzten sechs Monaten politisch aus dem Ruder gelaufen ist.”

Aber nochmals, sind Sie zu früh gegangen?

“Nein, ich bin sehr motiviert, die leicht veränderte Business-Class im Magazin des Tages-Anzeigers zu schreiben. Es ist für mich im Moment das spannendste, zeitgemässeste Printmedium des deutschsprachigen Raums.”

Gab es für Sie einen bestimmten Punkt, an welchem Ihre Toleranzschwelle überschritten wurde?

“Als Margrit Sprecher, Martin Beglinger und Markus Schneider die Weltwoche verliessen, wusste ich, dass der Zeitpunkt des Wechsels gekommen war. Ich habe mit Roger Köppel bereits früh über die Ideologisierung des Blattes diskutiert. Doch die Situation wurde immer verhockter. Trotz intensiver Gespräche und Mailwechsel musste ich irgendwann einsehen, dass sich nichts ändern wird – im Gegenteil. Obwohl Köppel immer für einen liberalen angelsächsischen Journalismus plädierte, hatte ich den Eindruck, dass das Blatt längst nicht mehr diesen

Ansprüchen genüge und ständig ideologischer wurde. Dadurch ging die Überraschung – ein wichtiger Teil des ursprünglichen Erfolgskonzepts – verloren. Wenn man heute die Weltwoche durchblättert, erahnt man bereits bei der Themen- geschweige denn bei der Autorenwahl, worauf der Artikel hinausläuft. Und nur zum Genuss der Sprache kann man die meisten Texte auch nicht mehr lesen. Ideologie schlägt bekanntlich auf den Stil. Ich glaube, dass man so einen grossen Teil der Stammleserschaft vertreibt, und bin nicht sicher, ob sie sich so einfach durch Neuleser ersetzen lässt. Neuleser sind untreu, ihnen fehlt diese jahrelange Identifikation mit dem Titel.”

Sehen Sie es so düster?

“Ach nein. Ich hoffe, ich täusche mich. Auch im Interesse der vielen brillanten Kollegen, die tapfer an Bord geblieben sind. Aber ich als Kolumnist mag mich nicht mehr ständig um das redaktionelle Umfeld sorgen. Ich will einfach wieder jede Woche versuchen, eine Kolumne zu schreiben, die besser ist als die der letzten Woche.”

Warum haben Sie in Ihren Texten nie gegen diese – wie Sie sagen – Ideologisierung protestiert?

“Habe ich ja. Im Irak-Konflikt habe ich den Dialog zweier Kriegsbefürworter während eines Fünfgangessens beschrieben. Dafür habe ich ausschliesslich authentische Zitate von Roger Köppel und Hanspeter Born verwendet. Und in mindestens zwei Texten habe ich die SVP auf die Schippe genommen.”

Was erwarten Sie von Ihrem neuen Arbeitgeber, dem Magazin?

“Mehr und neue Leser. Und eine Entwicklung der Texte in eine neue Richtung.”

Aber sind nach über zehn Jahren die Themen nicht ausgereizt?

“Mal sehen.”

Gerade hat Bundesrat Christoph Blocher in der Weltwoche “Small World” als eines seiner Lieblingsbücher bezeichnet. Schmeichelt dies Ihnen, oder ärgert Sie das?

(Lacht.) “Das habe ich auch gelesen. Literarisch gibt es gegen den Mann nichts einzuwenden.”

Allerletzte Frage: Jetzt macht Ihnen Facts den Vorwurf, Sie hätten die Idee von “Lila, Lila” aus einem französischen Comic. Gibt es noch ein Bekenntnis?

“Ich kann dazu nichts sagen. Ich lese weder Facts noch Comics.”